

Verbundkatalog Kalliope

Vermutlich in: St. Galler Tagblatt

Notiz über New York.

Mann, Monika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Notiz über New York

Der Fremde fällt in New York nicht auf; er wird nicht beachtet. Es fällt ebensowenig auf, wenn einer bulgarisch spricht, wie wenn einer betrunken ist, eine schöne Frau vorbeigeht, ein Epileptiker in der Subway sitzt oder ein Bettler mit zwei Köpfen am Times Square steht. Es wird nicht beachtet. Niemand kümmert sich um exzentrische Gestalten, um die Höhe des Empire State Building oder die märchenhafte Baumbüte im Frühling; die Gleichgültigkeit oder ostentative Abgewandtheit ist phänomenal. Ein Gemisch von eisiger Toleranz und demokratischer Großzügigkeit fließt einem das Gefühl eines «monströsen Zuhause» ein, wo man sozusagen ungeniert in Pantoffeln herumgehen kann, aber wo man sich zuweilen vor seiner eigenen Anonymität fürchtet wie vor einem Spuk.

New York, das polare Gegenteil von Provinzlerium, die Metropole par excellence, strömt einen Heroismus aus, der imposant und furchterlich ist. Das Stadtwesen und -treiben mit seinen Nichtbeachten, Nichtkümern, Nichtauffallen, Nichttaun, Nichtbewundern, Nichtklagen ist durch einen hyperkünstlichen Prozeß, durch die Preisgabe der Persönlichkeit, zu einem Naturelement geworden, das mit Menschentum nicht das mindeste zu tun zu haben scheint. Der New-Yorker, dieses Stadtnaturelement, scheut vor

nichts zurück — nicht vor hundert Grad feuchter Hitze, vor einem Hurricane, vor Höllenlärm, vor mörderisch überfüllten Untergrundbahnen, womöglich auch vor keiner Atombombe. Er kann es wohl aufnehmen mit der rigiden Größe seiner Wolkenkratzer.

Um so überraschender und ergreifender ist es, wenn so ein «Element» menschlich ist, wenn es, gleichsam ohne Warnung, Humor und Wärme bekundet. Wenn ein Elevatorman, ein Truckdriver, ein Clero oder Policeman erzählt, daß seine Schwester die Masern hat, oder gar irgendeinen trefflichen Witz macht, so kann das einen ebenso zu Tränen rühren, wie wenn ein Wolkenkratzer plötzlich husten oder niesen würde. Es ist da, wo Menschlichkeit in die rigide Größe von New York hineinspielt — ein Momentum, das man sich erobern muß —, wo das Lebenswerte zu finden ist.

In Anbetracht seiner Sprödeheit, ja Grausamkeit, fällt das Schöne und Gute doppelt auf in New York und vermag — mehr als anderswo — eine erschütternde Wirkung hervorzurufen. Die völlig stumpfe und böse Stunde nach einem vollbrachten Arbeitstag — dieses hart fanatische Gewimmel der Nachhauseandrängenden in der grandiosen Perspektive der Stadtkulisse — in blutgoldenes Licht der sich senkenden Sonne getaucht... das ist erschütternd! Ist es ein großer kochender Fluch, wie die Schönheit des Abends auf den Mauern der Menschheit liegt, die

blind und geplagt ihrer nicht achtet? — Wenn man früh am Morgen in New York zum Bahnhof fährt, liegt diese Stadt in einer Ruhe da, die bedeutungsvoll anmutet, Erschöpftheit, ja Tod spricht aus ihr — so etwas wie ein ausgesungenes Monsterlied; wie ein gigantisches steinernes Grab — und wiederum scheint sie wie nicht gehöret, als brodelte es in den Tiefen, als sei's die Stille vor dem Sturm.

Es gibt keine absolute Erfahrung: sie steht immer in Bezug auf die Bedingungen, unter denen wir sie machen. In New York scheint dies sehr ausgeprägt der Fall zu sein. Akustische Dinge, visionelle Dinge, emotionelle Dinge — sie haben sehr ausgesprochen das New-Yorker Gepräge. Das kommt daher, weil diese Stadt sehr stark ist; sie hat eine Stärke, die der des Meeres oder der Wüste vergleichbar ist. Eine Begebenheit, ein Geräusch, ein Gesicht, ein Kuß in der Wüste oder auf dem Meer, prägt sich uns unvermeidlich mit dem Hintergrund «Meer», «Wüste» ein. Ich meine damit nicht etwas «typisch New-Yorkerisches», sondern die Begebenheit hat ihre Gültigkeit durch diesen starken Hintergrund «New York».

Die Feuersirene in New York ist sehr laut. Aber sonst hat sie im absoluten Sinne kein besonderes Merkmal. Indem sie jedoch die Straßen von New York erfüllt, erhält ihr Gellen und Schreien einen unaussprechlichen panischen Charakter — ein zersissener, wahnwitziger Hilferuf von unermesslicher Konzentriertheit und Verzweiflung. Paradoxiereise

scheint das rettende Gefährt in heller Ekstase zu plärren: Es hat dreizehn geschlagen! O weh! Hui! Rette sich wer kann! — Uebrigens sind es die ruhigsten und fähigsten Leute, die waghalsig irgendwo auf den Trittbrettern schweben.

Einmal spazierte ich mit einem Freund die Fifth Avenue nach Central Park South hinauf; vor dem Hotel Sherry Neherland blieben wir stehen. Es war Abend, und es nieselte. Uns bot sich ein Bild, das sich mir einprägte. Wir blickten schräg über den Platz, wo vor einer Baracke eine Kutsche stand. Das war nichts Außerordentliches. Das vorgespannte Pferd fraß aus dem ihm umgehängten Hafertrog; der Kutscher stand mit einem anderen Mann plaudernd in der Nähe; das Pflaster war in einem Halbkreis von einigen Metern Durchmesser um die Gruppe frei. Eine Laterne stand mild und rechtschaffen an ihrem Fleck. Nun wurde dieses Bild spezifiziert und betrachtet durch die Atmosphäre, die darin waltete. Die Gruppe schien seltsam massiv und leicht, Gleichsam aus einem schönen und unempfindlichen Material — so etwas wie ein mattes Edelmetall, das den Figuren sehr weiche, doch ausgesprochene Konturen gab. Der Rhythmus, der sie trug, war vollkommen unnervös und lebensvoll; der Ton, getragen von einer Sinnlichkeit, die «solide» und einfach war. Das Blauschwarz des Pflasters, im Laternenchein mit Oliv durchsetzt, verlieh dem Ganzen eine ruhige Tiefe. Ein etwas schmutziges Rosa des Himmelsausschnittes

darüber war wie ein leicht ironisches Spiel über der keuschen Nichtigkeit des Bildes. — Dieses Bild hätte in, sagen wir, Paris, Brüssel, Florenz eine gänzlich andere, unter sich verwandte Wirkung gehabt; aber dies war sein New-Yorker Antlitz.

Musik klingt in New York wie sie sonst nirgends klingt. Die New-Yorker Sphäre ist an sich so amüsikalisch, daß die Musik über einen hereinbricht mit einer Erlöserkraft wie nirgendwo.

Ich habe in London, Sanary sur Mer, in Rom oder München Emotionen gehabt, die ich nicht unbedingt klar auseinanderhalten und womöglich verwechseln. Emotionen in New York stehen fest — dieselbe Emotion wäre undenkbar in — Wien... Mitleid, Haß, Liebe, Freude sind, wenn in New York entfacht, eindeutig von New York getragen. Ein Abschied, Feststaunen, Verzweiflung, Glück in New York sind mit denselben Emotionen an anderen Orten nicht zu vergleichen.

Ich sprach von der Erlöserkraft der Musik, die in New York extrem sein kann. Ebenso vermag eine menschliche Beziehung auf diesem «monströsen Hintergrund Wunder zu tun. Das gemeinsame Erleben ist sehr stark und balsamhaft. Eine sonntägliche Autofahrt mit dem Freund durch die Vorstadt, der Anblick der Hudsonbrücken, gab mir — durch einen jähren, zärtlichen Kontakt — ein modernes Weltgefühl, einen Schrecken und stählernes Vergnügen. — Einmal sahen wir morgens um zwei ein Mädchen

aus dem Basement eines Hauses treten; sie stand auf der Straße, aß ein Stück Brot und blickte am Haus gegenüber hinauf. Dann ging sie langsam weg. — Das gemeinsame Betrachten dieses rätselhaften Mädchens war sehr stark. — Am Silvesterabend, kurz nach den Mitternachtssirenen, erblickten wir vom Fenster einen Mann, mit silbernem Zylinder, nach Hause kommend. Dieser Mann, die Stufen seines Hauses in der stillen, dunklen Straße erklimmend, nüchtern, mit Silberhut — da das neue Jahr sich auftrat — bot eine surrealistische und bürgerliche Mischung, die gespenstisch und schön war. Wiederum sah ich dies «mit vier Augen».

New York ist alles in allem eine ernste Stadt. Die Menschen arbeiten und sind abends müde. Die meist sehr dunklen Straßen sind um elf fast ausgestorben (Jazz und swanky stuff gehört mehr Hollywood). Man möchte annehmen, daß eine große Verantwortung sie in Zügel hält und ihr ein pflichtbewusstes, beinahe tragisches Gesicht zu geben vermag. In New York staut sich die Gegenwart — es ist Repräsentant der Zeit. Unsere Welt repräsentieren zu müssen, ist ein nüchternes Geschäft: Es verlangt die Daranbiete aller Energien, und für Spille bleibt wenig übrig. Broadway, Carnegie Hall, das Metropolitan-Museum, all die Ausstellungen und Vereine tragen den Stempel des Ernstes. Es handelt sich hier nicht um Vergnügen, sondern um das Beweisen von Leistungen; und höchst rigoros und unerbittlich wird darüber zu Ge-

richt gegangen. Die pathetische Eleganz der Fifth Avenue, die Meierne Würde von Wall Street, die prosaische Schönheit der Washington Bridge, die dunkle Legende von Harlem, die Schiffe im Hudson, der Blick auf die beleuchtete Skyline von New Jersey aus... all das ist ernst: Ernst ist der gleichmäßige, ewige Fluß der Autos am Hudson Drive: auch ein paar frühstückende Arbeiter im Drugstore sind ernst. Das Tügel-Tügel- und Charlatanhafte anderer Großstädte ist nicht da. Volksfeste, Paraden, Wahltag, Maskeraden gehen in New York sehr verhalten vorstatten. Das heißt nicht, daß es dem New-Yorker an Temperament fehlt; er kann es sich einfach nicht leisten, zu ausgelassen zu sein, er muß mit sich haushalten; er ist der Träger der Zeit.

Jener moderne Ernst und «streamlined» Charakter schließt einen gewissen Konservatismus nicht aus. Eine Note der «good old times», eine drollige Neunzehnjahrhundert-Gediegenheit ist in New York durchaus vorhanden. In der East-River- oder Downtown-gegend weht ein «oldfashioned wind». Die Kutschen- und Trolleycartradition, eine Opernpremiere gemahnen unwillkürlich an alte Kupferstiche der Metropole. Bei einer «First Nights» von Don Giovanni glaubt man sich in der Tat fünfzig Jahre zurückversetzt: Das damalige Aristokratenwesen ist auf makabre, doch anmutige Art vertreten. Dürre, hochgewachsene Greisinnen mit weißen Lockenperücken entauschen aufrecht, in roten Tafrücken, auf ihre

Rolls-Royce-Chauffeurs gestützt, dem Opernportal; Herren, skelettartige Gentlemen im Frack, deren elegante Grabesmien selbst Don Giovanni Dämonenflammen nicht aufzutauen vermochten, schleppen sich am diamantbesetzten Krückstock und tragen mit knöchernem Schwung den spiegelnden Zylinder; les jeunes filles, im weißen Hermelin, in Begleitung von vorbildlichen Marineoffizieren, bilden den Abschluß der zeitentwandten Prozession.

In New York leben, bedeutet nicht zuletzt «dabei sein». Es mag bang und nüchtern sein, doch ruft es ein universelles Heimatgefühl wach. Dieses harte, repräsentative Zentrum des Geschehens kann man nicht eigentlich lieben. Aber eine in New York verbrachte Zeit — mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, Kämpfen und Gelingen, Lachen und Tränen — ist imstande, alle anderen Lebensperioden in ihrer Aktualität und Stärke zu überflügeln. Von New York Abschied nehmen, ist wohl kaum möglich. Diese Stadt ist stumpf gegen Sentimente. Auch scheint es unvermeidlich, dorthin zurückzukehren.

Monika Mann